

Wurstelprater in Moll.

Unterhaltungsversuch eines Melancholikers.
Von Ludwig Dirschfeld.

Woburch ich so melancholisch geworden bin? Einfach dadurch, daß ich mich fortwährend unterhalten muß. Jetzt ist das Aergste schon vorüber, aber es war heuer sehr arg. Diese Unterhaltung wider Willen ist wirklich kein Spaß, namentlich wenn man gewohnheits- und berufsmäßig meistens jene Theater besucht, in denen das ernste Genre gepflegt wird: Operetten, Schwänke und Possen. Bei Schwänken sitze ich immer toinglücklich auf meinem Scaßiz, betrachte verbittert den grundlosen Uebermut auf der Bühne und gehe mit mir selbst Wetten ein, daß dieses und jenes jetzt unbedingt kommen muß. Jetzt wird der Komiker samt dem Diwan, unter dem er sich versteckt hat, hinausgetragen werden — wird schon getragen. Jetzt wird die komische Alte sagen: „Oh, ich berste“ — berstet schon. Und der feiche Bonvivant in Rötten: „Halt, ich hab's!“ — hat es schon. Noch viel ärger ist es aber bei Operetten, die ja oft nicht schön gefunden werden, weil sie, um mit Wilhelm Busch zu reden, stets mit einem Geräusch, Operettenmusik genannt, verbunden sind, das sich in den Finali zu beträchtlichem Lärm steigert. Das muß so sein, mit Rücksicht auf die tragischen Vorgänge. In der einen Operette bricht einem Maler wegen einer Fürstin das Herz, in der anderen Operette bricht wieder ein anderer Maler das Herz eines Bauernmädchens. Ich kann mir nicht helfen, aber mich erschüttert und alteriert so etwas ungemein, weil ich eben ein Gemütsmensch bin. Derart wird der bescheidene Rest Frohsinn und Lebensfreude, den die Schwankautoren mir gelassen haben, durch die Librettisten und Operettenkomponisten rücksichtslos zerstört und ich sitze als hoffnungsloser Melancholiker auf meinem Scaßiz, an der Menschheit verzweifelnd.

So ist mein Gemütszustand um diese Zeit beschaffen, wo die Saison die sympathische Absicht bekundet, zur Reize zu gehen. Der Frühling ist da, jene holde Jahreszeit, wo immer weniger Autoren längs der Rampe spritzen und dafür Weichen und Primeln wiederholt erscheinen können und die Natur sich nach bewährtem Premierenmuster in einen Blumenhain verwandelt. Da hat auch der melancholisch gewordene Theaterbesucher plötzlich das Bedürfnis, sich irgendwo im Freien und Grünen aufzuheitern, und das beste wienerische Hausmittel gegen Trübsinn ist gleich bei der Hand: der Wurstelprater. Das ist das Richtige für mich: naive Volksbelustigungen, primitive Heiterkeit, unwüchsige Späße, dort werde ich die Saisonmelancholie gewiß anbringen.

Von Jugend- und Friedensreminiszenzen begleitet, fahre ich also an einem dieser halb verregneten Aprilnachmittage hinunter, bis zum Zirkus Busch. Hier muß die traditionelle Wurstelpraterwanderung immer beginnen. Es ist noch wenig Publikum da und folglich auch wenig Stim-

mung. Die Rutschbahn, die einmal ein aufregend halbschmerzliches und lebensgefährliches Vergnügen war, ist ganz verpödet, weil sie offenbar unter der Konkurrenz der Straßenbahn leidet. Bei allen Buden fehlt die wichtigste Attraktion: der Ansruf. Der richtige energische Prateransrufer scheint verschwunden zu sein und es gibt nur eine Art Ansrufersjak: schwächliche traurige Burschen, grotesk geschminkt, die sich in regungsloser Pose hinstellen, denen aber sonst nicht viel einfällt. Irgendwelche Wurstelpraternovitäten sind nicht zu sehen, bloß die alten strapazierten Rätsel, Wunder und Geheimnisse. Der vielbewunderte Laucher ist nicht mehr auf seinem Posten. Wahrscheinlich hat er diese romantische, aber unsichere nasse Beschäftigung mit der rentableren eines Schleichhändlers vertauscht und derart viel rascher seinen Gewinn ins Trockene gebracht. Die Eintrittspreise sind überall wesentlich gestiegen, und das Sechserl, mit dem man früher einmal hier als Kind ein reicher Mann war, hat wesentlich an Kaufkraft eingebüßt. Eine Tour auf dem Ringelspiel kostet jetzt zwanzig Heller — es ist heutzutage wirklich nicht leicht, Kind zu sein. Das „Schießen der Herr?“ ist noch immer halbwegs erschwänglich, aber das beliebteste Ziel, das auf dem Wasserstrahl tanzende leere Ei, fehlt. Es soll jedoch den Schießbudenbesitzern von den Approvisionierungsinstanzen eine baldige reichliche Zufuhr von leeren Eiern in Aussicht gestellt worden sein. Bloß der Watschenaff ist nicht unter die Preistreiber gegangen: die Watschentage beträgt nach wie vor unverändert drei Kreuzer, und wer seinem Unmut über die Teuerung und sonstige Zeitercheinungen einen behördlich gestatteten Ausdruck geben will, kann sich hier ein billiges Vergnügen verschaffen. Die Wiener dürften von dieser Einrichtung heuer eifrigen Gebrauch machen, schon deshalb, weil der Watschenaff zu den seltenen Dingen gehört, die nicht teurer geworden sind.

Aber das ist nicht die richtige Wurstelpraterstimmung. Es fehlt der Lärm, das Gedränge, der Uebermut, und ich bin schon wieder im Begriff, enttäuscht meiner Wege zu gehen, als eine Kinderansammlung vor einem kleinen Gasthaus meinen Schritt hemmt. Die Kinder blicken aufgeregt durch die Lüden des Raumes, werden aber in diesem Gratisenthusiasmus bald von dem buckligen Portier gestört. Jetzt weiß ich schon, was hier los ist: hier treten „Künstler“ auf. Genau so bin ich einmal von fast demselben Portier weggeschenkt worden oder habe mich vor dem gefürchteten Sammelsteller beschämt zurückgezogen. Später, wenn man die nötigen Kupfermünzen hat, kommt man nicht mehr hieher, weil man vor lauter Kunst nicht mehr die Zeit findet, zu den „Künstlern“ zu gehen. Das Programm verspricht das Auftreten sämtlicher engagierten Künstler in dem großen Drama „Zigeunerblut, oder: Das weggelegte Grafenkind“. Also, wenn mich das nicht aufheitert, dann ist mir überhaupt nicht zu helfen. In dem Gasthausgarten ist ein Parkett von Kopfküchen, felbgrauen Kappen und bunten Hüten versammelt, lauter kleine Leute, die sich einen guten Nachmittag antun wollen, soweit das heute möglich ist. Vorläufig essen sie Würstel und trinken Himbeer- und Zitronenstracherl dazu. Die Produktionen beginnen damit, daß ein Fräulein einem schwarzen Kasten mit Pianinovergangenheit unanhörlich Reste von Märschen und Walzern entnimmt. Sie spielt nach dem musikalischen Prinzip „gehupft wie gesprungen“ und blickt dabei aufmerksam in die Rotten, offenbar, damit sie genau weiß, an welchen Stellen sie daneben greifen muß. Hierauf folgen Solonummern: eine ältliche Equilibristin in jugendlichen Seidenhöschen und ein Muskelmann und eine Muskelbame, offenbar ein Ehepaar, das sich gegenseitig das Schwerste zumutet. Nach dieser Nummer steigt ein Mann aus dem Publikum resolut über die Tische auf die Bühne hinauf, um sich zu überzeugen, ob die Panteln auch wirklich ihr ordentliches Gewicht haben, ein Kontrollverfahren, das sich bei Premieren nach den Aktschlüssen manchmal sehr empfehlen würde.

Nun greift die Pianistin im Was heftig daneben, ein Zeichen, daß die große Pantomime beginnt. Sie spielt sich zwischen einem herzigen Dianzl, einem hartherzigen alten Zaga, einem jungen Zaga und dem heimkehrenden Uelauer ab und wird durch das geheimnisvolle Dazwischentreten eines frommen Einsiedlers und einer Kräuterkraut sehr spannend. Es wirken tatsächlich alle engagierten Kräfte mit, sogar die Frau, die die Billette verkauft, und der bucklige Portier. Es ist eigentlich keine reine Pantomime, denn wenn die hochdeutschen Handbewegungen nicht mehr ausreichen, vernimmt man plötzlich Ausrufe, und zwar zumeist wienerische Verbalinjurien: „Lump verdächtiga, Fallot!“ Wenn dann der Borhang fällt oder richtiger rutscht, stehen aber alle wieder in tadelloser Wachsigurenhaltung da. Sehr anheimelnd wirkt es auch, daß die Darsteller, wenn sie nicht auf der Bühne beschäftigt sind, im Gasthausgarten erscheinen und ungeniert ihren privaten Berrichtungen nachgehen. Der Uelauer stopft Zigaretten, der hartherzige alte Zaga putzt ein Paar Stiefel und der fromate Einsiedler borgt sich von einem Bekannten Geld aus.

Aber wo bleibt das weggelegte Grafenkind? Die Sache stimmt nicht, und im Laufe des zweiten Aktes entdecke ich, daß man ein ganz anderes Stück spielt: „Der letzte Schuß“ oder „Das Geheimnis der alten Kräuter-Wabi.“ Und gleichzeitig bemerkte ich, daß ringsum alles vergnügt lachend ist und trinkt, und daß ich eigentlich der einzige bin, der tiefersüß und ergriffen zuhört. Ich sehe schon, auch der Wurstelprater kann mich nicht aufheitern, und deshalb gehe ich weg, ohne den letzten Schuß und das Geheimnis der alten Kräuter-Wabi abzuwarten. Ueberdies ist es höchst Theaterzeit, heute abend ist wieder Premiere, die unerbittliche Schwankpflanzt ruft — da gib'ts gar nichts zu

lachen. Du lieber Gott, das ist ein trauriges Dasein. Mir ist eben nur auf eine Art zu helfen: alle Wiener Theater müssen Operettenbühnen werden, und überall muß vom Herbst bis zum Sommer fortlaufend dieselbe Walzertragödie gespielt werden. Dann brauche ich nur einmal in jedes Theater zu gehen, meine mich am Saisonbeginn ordentlich aus und habe Ruhe. Auf diese ideale Saison freue ich mich wirklich.